



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mein erster Krankenruf im Missionsland

Mein erster Krankenruf im Missionsland

Eine Erinnerung an unsere Mashona-Land-Mission*)

Von P. Josef Kammerlechner, RMM.

Noch kaum zwei Monate in der Mission, notdürftig gesättigt mit einigen Brocken der Eingeborenen-sprache und schon auf dem Wege zu einem Kranken. Man hat ein ganz sonderbares Gefühl als so ein neugebackener Missionar, wenn Pater Rektor ausreitet und seine wackelige Stütze allein zurückläßt für 5—6 lange, lange Tage. Und wie oft es da nicht an die Türe des Missionars klopfen kann und dieser sein glücklich schon gerettetes „pinda“ — „herein“ rufen muß! Dann kann er sich schließlich nicht zurechtfinden mit den vielen Worten, die ihm entgegentönen und es ist ungemein erhebend, wenn er wenigstens den Schlusssatz noch versteht: „Der Vater versteht uns nicht, gehen wir zum Bruder.“ Dann kann das Missionsgenie seine Türe wieder schließen mit den Gefühlen eines begossenen Pudels. Aber immerhin, es ist doch interessant den Pater Rektor in allen wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten zu vertreten.

Das waren auch meine Empfindungen, als Pater Rektor sein Missionspferd sattelte, um eine weitentfernte Außenschule zu besuchen, — es war am Montag — und vor Freitag oder Samstag konnte er kaum zurücksein. Auch Pater Urban von St. Barbara, unserer nächsten Station war auf Missionstour und so konnte ich das Liedlein singen: „Ich bin allein auf weiter Flur.“

Die ganze Zeit, die ich auf der Station bin, war nicht viel los mit dem Krankenrufen. Da war ja Pater Rektor da und es hätte keine Not gehabt; aber jetzt mußte gleich nach ein paar Tagen meines Alleinseins ein Krankenruf kommen. Es war gegen einhalb 5 Uhr abends. Zwei Mädchen kamen und meldeten, ein Bursche wäre schwer krank, habe Fieber, sei bewußtlos, erbreche alles usw. Der Kraal, in dem der Kranke lag, gehörte zwar zu St. Barbara, aber Pater Urban war ja auch auf Missionstour und so blieb nichts anderes übrig als den Gang zu wagen. Ich war eben daran, eine kurze Predigt für den nächsten Tag zu schreiben, als die Mädchen kamen. Der Weg zum Kranken wurde auf eineinhalb Stunden geschätzt und wenn ich also um 5 Uhr fortging, konnte ich um 9 Uhr wieder zu Hause sein. Man verständigte auch Schwester Apollinariä — unsere Krankenschwester — und auch diese wollte sich mit einem schwarzen Mädchen auf den Weg machen. Zu allem Unglück fing es noch zu regnen an.

Als wir aufbrachen, mochte es ungefähr 5 Uhr sein. Ich ging mit einem schwarzen Burschen voraus, dann kam die Schwester mit den drei schwarzen Mädchen. Anfangs war der Weg für afrikanische Verhältnisse ganz gut, aber gar bald ging es vom Wege ab auf einen schmalen Fußpfad, der über Felsblöcke bergauf und bergab führte und infolge des heftigen Regens sehr schlüpfrig war. Auch fing es bald zu dunkeln an und es war kein Wunder, daß die Schwester mit ihrem

*) Anm. d. Redaktion: Diese Mission war uns von den Jesuiten-Patres übergeben worden und wurde ihnen 1931 wieder überlassen.

langen Habit ein paarmal zu Boden fiel. Ich und der Bursche blieben immer an der Spitze. Als das Ziel schon winkte, hieß es: „Der Kranke ist nicht im Kraal, er liegt in einer Hütte auf dem Felde.“

Nun ging es auch noch diesen Weg, aber buchstäblich über Stock und Stein. Es blieb nichts anderes übrig, als die beiden Lampen, die wir für die Nacht mitgenommen hatten, anzuzünden.

Da leuchtet auf einmal aus dem Tale ein schwaches Licht durch die Bäume und Sträucher herauf: „Das ist die Hütte“, meinten die beiden Mädchen, die uns geholt hatten. Das war aber durchaus nicht ermutigend; denn da konnten wir noch lange steigen und stolpern bis wir dort unten waren. Endlich wurde der Weg wieder besser und so ging es ziemlich schnell den Hang hinab. Der Regen hatte auch fast ganz aufgehört, nur das triefende hohe Gras erinnerte noch daran. Jetzt waren wir am Ziel.

Eine kleine Hütte lag vor uns mit einer so schmalen Türe, daß man kaum hindurchkommen konnte. Sobald man unsere Ankunft bemerkte, kam ein Hund bellend herausgestürzt, aber zugleich folgte ihm ein erwachsener Mann, der ihn am Halsband nahm. Der Hund war so abgemagert, daß man ihn als Klapper hätte benutzen können.

Ich bin als Kaplan in der deutschen Heimat in gar manch armseliges und kleines, enges und dunkles Krankenstübchen hineingekommen, aber selbst das armseligste unter ihnen war im Vergleich zu dieser Hütte eine Fürstenwohnung.

Als wir, die Schwester und ihre Begleiterinnen und ich glücklich in die Hütte geschlüpft waren, sahen wir, daß es gut war, daß der eine Mann gleich aus der Hütte kroch, denn alle hätten unmöglich Platz gehabt in dem engen Raum. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer an dem eben in einem Gefäß einige Maiskolben geröstet wurden und das zugleich auch die Beleuchtung der Hütte bildete. Gleich links am Eingang standen auf einer kleinen Erhöhung eine



Wasserträgerin

Anzahl Töpfe, im Hintergrunde kauerten auf einer Strohmatte ein paar Weiber und Kinder. Ein kleines Kind war nach Eingeborenen-Sitte einer ganz alten Frau auf den Rücken gebunden. Rechts vom Eingang in eine Decke gehüllt, lag der Kranke. Doch die Untersuchung durch die Schwester zeigte gar bald, daß es nicht gar zu gefährlich war. So war es nicht nötig, die hl. letzte Ölung zu spenden. Das Allerheiligste hatte ich auch nicht mitnehmen können und so konnte der Kranke nur beichten. Deshalb mußten alle die Hütte verlassen, was durchaus keine leichte Arbeit war, da man sich in dem engen Raum kaum umdrehen konnte. Ein Stuhl oder irgend ein ähnliches Möbel war ein nicht gekannter Luxusartikel in der Hütte und so setzte ich mich auf ein Bündel Säcke und lehnte mich an die Wand der Hütte und hörte die Beichte des Kranken. Die Schwester gab ihm dann noch etwas Medizin und nun hieß es wieder den Rückweg antreten.

Da die Hütte aber direkt gegenüber unserer Station St. Barbara lag und ich am nächsten Tag ohnehin dort aushelfen mußte, so war es wohl ratsamer, anstatt nach Triashill zurück, gleich nach St. Barbara zu gehen. Man mußte nur noch über eine Schlucht und dann den Berg hinauf und man wäre am Ziel gewesen. Das ist aber in Rhodesia leichter gesagt als getan. Ein Mädchen zeigte uns den Weg. Wenn dieser Weg im afrikanischen Sprachgebrauch auch Anspruch auf diesen Titel machen kann, im europäischen Sinn war er doch ein Hohn auf dieses Wort. So ein Marsch bei stockfinsterer Nacht, romantisch beleuchtet durch den Schein zweier Lampen ist dann immerhin ein ganz interessantes Erlebnis. Bald waren wir den Hang, an dem die Hütte stand hinunter. Unten begrüßte uns das Murmeln eines Bächleins. Brücken sind hier ein überflüssiger Luxus. „Nur wenig Wasser“, meinte das Mädchen, das uns führte. Ihr ging es allerdings kaum an die bloßen Knie, wohl aber mir in meine Schuhe. Kaum waren wir glücklich über dem Bach, mußten wir fast senkrecht aufwärts steigen. Durch den Regen war das eine schlüpfrige Geländepartie geworden. Abwärts hätte das eine schöne Rutschpartie geben können. Aber leider sind wir auch in Rhodesia den physikalischen Gesetzen unterworfen und können daher nicht aufwärts rutschen. Durchnäht kommen wir so nach einstündigem Marsch zum großen Staunen der Schwestern spät am Abend in St. Barbara an.

Hier glückte der Versuch, mich in trockene Kleider zu stecken ganz großartig. Zwar hatte Vater Urban fast nichts ganzes mehr zu Hause und damit ich keine Hosen hätte tragen können, hätte ich auf Stelzen gehen müssen — weil dieser einige Stockwerke höher gebaut ist als ich. Vater Rektor aber hatte eine zwar nicht mehr ganz neue Hose, als er von St. Barbara nach Triashill übersiedelte zurückgelassen und diese altherwürdige Hose leistete nun prächtige Dienste.

Ja, so ein Krankenruf bei uns kann sehr romantisch werden und wenn es in Europa zu langweilig ist, der braucht nur zu uns nach Rhodesia kommen, da wird er Abwechslung genug finden.